

# Von den zwei Sprachen des Deutschschweizers

Autor(en): **Brock-Sulzer, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **68 (1963-1964)**

Heft 10-11

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-317232>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Von den zwei Sprachen des Deutschschweizers

Sehr gerne hätten wir den durch Frau *Dr. E. Brock-Sulzer*, Zürich, an der Delegiertenversammlung in Schaffhausen gehaltenen Vortrag ungekürzt gebracht. Leider war die Arbeit für die vorliegende Nummer zu umfangreich. Andererseits schien uns auch eine Zusammenfassung nicht gegeben, denn Zusammenfassungen sind immer problematisch und werden einem guten Referat nur selten gerecht. Deshalb haben wir im Einverständnis mit der Verfasserin aus dem wertvollen Vortrag kleinere und größere Abschnitte ausgewählt. Für das Entgegenkommen und die Überlassung des Manuskriptes danken wir Frau Dr. Brock herzlich. (Die Redaktion)

Alles, was der Lehrer in der Schule tut, buchstäblich alles, ist Sprachunterricht. Alles — vom Handfertigkeitsunterricht bis zur Gedichtdeutung, von der Sittenlehre bis zum Schönschreiben lehrt der Lehrer *auch* durch sein Sprechen. Und in allem, was er tut und ist, prägt sich sein inneres Verhältnis zur Sprache aus und wirkt dieses Verhältnis zur Sprache auf den Schüler.

Ein Lehrer, der schlecht oder falsch spricht, lehrt schlechtes oder falsches Sprechen. Ein Lehrer, der ohne sprachliches Verantwortungsgefühl unterrichtet, lehrt Verantwortungslosigkeit der Sprache gegenüber. Darin liegt die nicht zu überschätzende Wichtigkeit unserer Haltung der Sprache gegenüber, darin die nicht zu überschätzende Gefahr unseres Versagens. — Diese Gefahr wird nun aber in unserem Lande dadurch erhöht, daß die sprachliche Lage des Deutschschweizers eine ganz besonders schwierige ist. Denn wir haben nicht nur *eine* Sprache, wir haben deren *zwei*. Wir sind aus unserem Schicksal heraus zweisprachig.

In allen unseren Volksschichten spricht man durchgehend Dialekt und schreibt man durchgehend hochdeutsch. Wir schalten instinktiv um von der einen Ausdrucksweise zur andern. Es ist uns *natürlich*, umzuschalten. Dabei mußten wir es lernen. Wie eine Fremdsprache, sagen viele. Und behaupten, das Schriftdeutsche, wie sie es nennen, *bleibe* uns Fremdsprache. Fremdsprache wäre also die Sprache der Dichter, die uns alle viel mehr geprägt und bereichert haben, als wir wahrscheinlich wissen, Fremdsprache die Sprache unserer Zeitungen, die uns einen so erschreckend großen Teil unseres Lebens wegfressen, Fremdsprache die Sprache, die uns von den Kanzeln herab erreicht, Fremdsprache die Sprache unserer persönlichsten Briefe... Gewiß: *Fremdsprache*, wenn wir nur das Wort fremd recht deuten. Es ist die Sprache der Distanz, der Auseinandersetzung, der Bewußtwerdung, der schönen Fremdheit.

Die Lehrer, namentlich der Unterstufe, meinen oft, sie täten den Kindern ein Gutes, indem sie ihnen recht deutlich sagen, das Hochdeutsche sei ein durchaus Fremdes. Es ist dies ebenso falsch, wie wenn man den Kindern beibringt, nur das Konkrete sei eine Wirklichkeit, und ein abstraktes Wort, ein abstrakter Gedanke sei an sich schon ein minder Gegenwärtiges, minder Wahres. Wenn ein Lehrer mit selbstverständlicher Freude die Wege von der Mundart zur Hochsprache und zurück den Schülern vorwandert, wenn er ihnen zunächst nur den Reichtum dieser Wege zum Erlebnis bringt, nicht aber schon deren Problematik, so ebnet er ihnen die sprachlichen Schwierigkeiten auf unübertreffliche Weise.

Sollte aber unsere Einstellung zum Hochdeutschen eine eindeutig ablehnende sein, so müssen wir uns klar sein, daß wir uns dadurch in eine sehr

heikle Lage versetzen. Denn wir müßten ihr dann auch nachleben. Wir hätten dann immer und überall Dialekt zu sprechen, wir hätten unsere Briefe und Reden in der Mundart abzufassen, wir hätten keine hochdeutschen Bücher mehr zu lesen, außer wir würden durch Bildungsgründe dazu gezwungen — aber gibt es denn Bildung auf Grund bloßen Zwangs? —

Es wäre schon viel gewonnen, wenn der Deutschschweizer sich einmal klar machte, daß seine Bemühung um seine Muttersprache mit Deutschland und allfälliger politischer Einstellung überhaupt nichts zu tun hat.

Es geht in der Frage unserer Sprache um uns und um nichts sonst. Es geht um die Nachfahren Gottfried Kellers und Gotthelfs, nicht um die zufälligen Nachbarn eines Volkes, das sich einmal zum Entsetzen der Welt und zu seiner tiefsten Selbsterniedrigung einem Hitler auslieferte. —

Im Welschland und im Tessin ist viel mehr Freiheit des sprachlichen Bewußtseins, viel mehr Achtung auch vor der eigenen Sprache. Welsche Mittelschulen kommen nicht unter sechs Wochenstunden für das Französische aus — wir in der deutschen Schweiz gewähren unserer Sprache, wenn es hochkommt, vier Wochenstunden. Und sollten in diesen vier Stunden noch zwei Formen dieser Muttersprache befestigen, die Hochsprache und den Dialekt.

Wir müßten hinsichtlich unserer Sprache aufhören, oberflächlich demokratisch zu denken. Wir müßten den Gebildeten unseres Landes die ganze Last der deutschen Doppelsprachigkeit aufpacken, damit sie deren Inhalt voll ausschöpfen, und wir müßten andererseits den Ungebildeten das Beste, was sie an sprachlichem Besitz in sich tragen, das dialektale Gefühl, möglichst unverletzt erhalten, ja darüber hinaus es stärken, ohne doch diesen Typus Mensch sprachlich zu überfordern. Unerbittliche sprachliche Arbeit und sprachliche Zucht an sich selbst und spürsichere Behutsamkeit in der Betreuung der Sprache des Volkes — das ist die Doppelaufgabe, die dem schweizerischen Intellektuellen, besonders dem Lehrer, gestellt ist. Eine große Belastung ganz ohne Zweifel. Aber eine, die sich auf weitere Sicht hin lohnt. Wenn je der Ausdruck *«aus der Not eine Tugend machen»* stimmt, dann hier. In Tat und Wahrheit kommt unsere Sprachnot nicht aus der Armut und deren Unvermögen, sondern aus dem Reichtum und dessen Drängnis. Ihren sprachlichen Möglichkeiten nach ist die deutsche Schweiz ein wahrhaft auserwählter Ort. Das tönt beinahe hohnvoll paradox, gemessen an der Wirklichkeit des gemeinhin Erreichten, ist aber beglückend wahr, gemessen am Erreichbaren. Wo könnte man heute im deutschen Sprachgebiet noch mit dieser Lebendigkeit erproben, daß Sprache und Sprechen ein wundersam zwiegestaltetes und freilich auch zwiespältiges Tun ist? Wer je einem Dichter selbstvergessen folgte und sich von ihm die Wirrnis des eigenen Lebens entwirren ließ, wer je die unaufhaltsame Gesetzmäßigkeit philosophischer Folgerung mitdachte, wem je die Augen aufgingen über dem selbstlos großen Stil wahrhafter Gelehrter, der hat erfahren, daß es neben der Sprache, die, wie man so sagt, *«frei von der Leber weg spricht»* und *«wie mir der Schnabel gewachsen ist»*, noch eine andere Sprache, ein anderes Sprechen gibt: die Sprache der strengen Angleichung an die Dinge und nicht der gelockerten Hinneigung zu den Menschen, die Sprache fernen Gesetzes und nicht nahen Lebens. Er wird überhaupt erfahren, daß es ein naturhaftes und geistiges Sprechen gibt, so wie es eben Natur und Geist im

Menschen gibt. In jedem wie auch immer gearteten menschlichen Formen werden diese beiden Möglichkeiten in immer neuer Mischung am Werk sein, alle Variationen ihres gegenseitigen Verhältnisses ins Unendliche abwandeln, jede bald herrschend, bald dienend, aber immer eine die andere stützend. Nirgends jedoch wird ihr Doppelspiel in der Sprache kräftiger und sinnlich näher zu Tage treten als in einem Volk, das auf zwei *Instrumenten* zu spielen den Drang und die Möglichkeit hat, auf dem Instrument der *Hochsprache* und dem der *Mundart*.

Nahe und zutraulich ist die Zwiesprache, die die *Mundart* mit den Dingen des Lebens führt. Stets ist sie bereit, sich vom Hauch des Augenblicks biegen zu lassen. Kaum gibt es da ganz zu Ende gebildete Wörter. Immer noch findet die Stimme, die sich ganz dem Gefühl überläßt, eine Möglichkeit, das Wort zu bereichern, ihm eine schmeichelnde Tönung, ein neues Größenmaß, eine neue Behendigkeit abzugewinnen, damit es leichter und überzeugender in des Nächsten Ohr dringe. Denken Sie nur an die Verkleinerungsformen, die wir sogar dem Zeitwort noch ablocken. *Mundart*, das ist die Rückkehr in jene Zeit oder das Verharren in jener Zeit, wo die eigene Stimme war wie eine Stimme der Natur, wo das eigene Denken sich kaum wußte und etwas hatte von der dichten Selbstverständlichkeit sinnlicher Empfindung. Wissen wir noch, wie wir die Wörter der *Mundart* lernten? Sie waren einfach eines Tages da wie *Hund* und *Huhn* und *Wolke* und *Glocke*. *Mundart* verwurzelt alles Einzelne ins Wann und Wo seines Geschehens. *Mundart* kennt nur die Stunde und nicht die Zeit, nur den Ort und nicht den Raum. *Mundart* ist Erinnerung an von uns Gegangene, die hier zum letzten Mal noch sprechen mit dem ergreifenden Klang ihrer Besonderheit. *Mundart* ist Selbstvergessenheit im Natürlichen, Eintauchen in die erfüllende Tragkraft des Augenblicks.

Hochsprache aber erweckt in uns immer wieder jenen unvergleichlichen Tag, da wir lernten, daß es noch ein anderes Sprechen gibt, ganz nahe neben dem uns bisher vertrauten, verwirrend anders, aber doch auch beglückend anders, jenen Tag, an dem wir zum ersten Mal ein Wort mit Scheu und ungelenker Verehrung bildeten und nicht mit dem zutraulichen Nachreden ersten Sprechens. Da hatten wir bisher mit kugelrunder Ablehnung, mit energischem Ekel «*Chrott*» gesagt, und jetzt auf einmal wurde uns die Möglichkeit gegeben, sie vorsichtig und heikel «*Kröte*» zu nennen. «*Die Kröte*», kein besseres Wort, beileibe nicht, aber ein anderes, das eine andere Haltung unseres Ich vor diesem Tier mit Genauigkeit nachbildete, wie andererseits aus einem kurzangebundenen, kurz angeprangerten «*Lug*» plötzlich die schlaue, feine, dünne «*Lüge*» wurde, gefährlich einschmeichelnd, verführerisch, während im «*Lug*» vor allem Protest und Kampf gegen das Bezeichnete ausgedrückt scheint. All solches haben wir einmal gelernt. Wir erinnern uns noch daran, wie wir solche Wörter langsam und ungeschickt, aber mit dem Stolz, beinahe erwachsen zu sein, ins Heft schrieben. Die Feder kratzte — aber waren wir wirklich unglücklich, dieses fremde Deutsch neben dem nahen Deutsch zu entdecken? In der Hochsprache erleben wir, daß Sprache und Sprechen nicht einfach Lebensäußerung ist wie Atem und Gebärde, nützlich oder spielerisch vergnüglich, sondern ein strenges Handwerk für uns, und eine strengere Kunst für den Berufenen, ein Tun, das mit Anstand und Sauberkeit gelernt werden muß. Wir erleben, daß es nicht genügt, sich an das Eigene fraglos zu schmiegen, sondern daß man dieses Eigene

auch einmal als ein Fremdes, als ein Allgemeines sich gegenüber stehen sehen muß, um jene reifere Form der Liebe, die diese erst zur Dauer erweckt, zu finden, die Ehrfurcht. Hochsprache ist Selbstvergessenheit in den richtenden und bindenden Mächten; Selbstvergessenheit im Geiste. Und wie die leibliche Stimme vertrauter Menschen zu uns spricht in den fast tierhaft selbstverständlichen Lauten der Mundart, so spricht zu uns nun in der Hochsprache der vielleicht nur im Geist je gehörte Ton der Dichter. Sie, die so viele Dinge, viel mehr Dinge als wir uns je klar zu machen vermögen, durch die Pforte des Wortes in unser Leben eintreten hießen, sie bilden in uns mit jenen Dingen eine Heimatlichkeit des fremden Lautes und verschwistern ihn der Heimatlichkeit des eigenen Lautes, die es nicht nötig hatte, gebildet zu werden. Urerlebnis verbindet sich mit Bildungserlebnis zur untrennbaren Einheit.

*«In den Dialekten deutet der Naturlaut auf hohe Sprachgeburten, in den hohen Denkmälern blickt das Naturhafte hindurch — in beiden zusammen ist die Nation; aber wie unsicher und zerrissen ist dieser Zustand, wie bedarf es des Schlüssels der Vertrautheit, um einem solchen Volke ins Innere zu dringen!»* An diese Worte Hofmannsthals möchte man alle erinnern, die dieses wundersame sprachliche Doppelspiel stören möchten, auch bei uns noch stören möchten, und kurzsichtig aus dem Ausscheiden der einen Kraft die Stärkung der anderen erhoffen. Nein, es gibt im Grunde für die deutsche Sprache — und hier muß man das Problem ganz allgemein und umfassend packen — es gibt für die deutsche Sprache hier kein Entweder-Oder, es gibt nur das Erschaffen des einen durch das andere, das feste Spannen des einen Pols gegen den anderen, damit zwischen ihnen der lebendige Strom nicht zu fließen aufhöre.

In Deutschland sind die Gebildeten der Schwierigkeit ausgewichen durch weitgehende Aufgabe der Mundart, wir in der Schweiz haben noch den urtümlichen, reichen Doppellaut, aber wir sind in Gefahr, die Zweistimmigkeit zu verlieren oder zu verfälschen dadurch, daß wir die beiden Stimmen nicht in ihrer reinen Verschiedenheit belassen, sondern sie unrein sich annähern lassen. Wollen wir aber lebendig bleiben in unserer Sprache — und sie ist eines der untrüglichen Zeichen des Lebens überhaupt —, dann müssen wir der Schwierigkeit, der schönen Schwierigkeit unserer sprachlichen Lage standhalten, dann dürfen wir nicht ausbiegen und falsch vereinfachen, dann darf es nur ein Vorwärtsschreiten geben, in dem wir das so wesentlich vorgezeichnete Sprachschicksal der deutschen Schweiz klar verwirklichen zu seinem vollen Wesen. Gemessen an diesem besonderen Charakter deutschschweizerischen Sprachlebens, ist die heutige reichsdeutsche Sprache eine Kümmerform, ein Krüppel. Es ist vielleicht ein dicht erfülltes spannungsreiches Französisch denkbar ohne den Rückhalt an der Mundart; zur deutschen Sprache jedoch gehört diese Nähe zu den Quellen der Mundarten. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß allen hohen Gebilden deutscher Sprache die Mundart als Notpfennig, vielleicht nicht benützter, aber sicher gewußter Notpfennig zur Seite liegt. Und deshalb stehe ich auch nicht an, zu behaupten, daß heute in keinem Land deutscher Sprache die Möglichkeit zu wesenhafter Sprache größer ist als in der deutschen Schweiz. Wenn wir unsere Pflicht täten, müßten wir, gerade wir schwerzüngigen Schweizer, das beste Deutsch schreiben und sprechen. Denn das beste Deutsch, das gute Deutsch ist gar nicht in erster Linie, wie man oft meint, eine Sache der

sogenannt richtigen Aussprache, es ist vielmehr eine Sache der Stimmigkeit, der Gediegenheit, der Erfülltheit, der Wesenhaftigkeit.

Es gibt ein schweizerisches Hochdeutsch, das gerade in seiner Langsamkeit und Gravität, in seiner Bemühtheit, in seinem gerade noch durchschimmernden bäurischen Klang schön ist. Man soll diesen unverwechselbaren helvetischen Klang nicht *machen*, aber er *darf* hörbar sein, mehr oder weniger an die Oberfläche treten, wenn er echt und ohne Betulichkeit ist. Diese Langsamkeit des deutschschweizerischen Sprechens, das uns allen eigen ist, stellt uns nun aber die Aufgabe, unsere Sprache besser zu erbauen — wir haben ja Zeit! —, weniger über die Dinge hinzuflitzen, sondern Wort und Ding dauernd ineinander zu verweben. Unser Sprechen soll, da es schon langsamer und mühsamer ist, gründlicher sein — auch das ohne Betulichkeit. Das schweizerische Hochdeutsch ist in besonderem Maß ein Weg, eine Entwicklung. Nicht nur der Weg vom Ding zum Wort, sondern eben auch der Weg von der Mundart zur Hochsprache.

Nun aber zu dem, was unser erstes sprachliches Eigentum ist, was also unser Wesen unmittelbar spiegelt oder spiegeln sollte, zur Mundart. Wie steht es heute mit ihr? Ihr Ansehen ist ungebrochen. So dumm und verbildet ist wohl heute keiner bei uns, daß er sich schämte, Dialekt zu sprechen. Diese Scham existiert nicht bei uns. Eine *andere* freilich existiert leider ebensowenig: die Scham nämlich, die Mundart schlecht zu sprechen. Ich glaube durchaus, daß heute mehr Gutes vom Schweizer Hochdeutsch zu sagen ist als von der landläufigen Schweizer Mundart. Da aber andererseits die Mundart theoretisch viel stärker geliebt und bejaht wird bei uns als die Hochsprache, die wir Fremdsprache oder zum mindesten bloße Schriftsprache schelten, wird dieses praktische Versagen vor der Mundart doppelt zum Aufsehen mahnen. Die Theorie, das Lippenbekenntnis zur Mundart dient oft zu nichts anderem mehr als zur Übertünchung tatsächlichen Sprachverfalles — wirklich, man möchte oft von einem getünchten Grab der Mundart sprechen.

Vieles wirkt da zusammen. Nennen wir zuerst die Dialektmischung, die die unmittelbare Folge der Bevölkerungsmischung ist. Wie soll ein Kind sprechen, dessen Vater Basler, dessen Mutter Thurgauerin ist und das in Luzern zur Schule geht? Jedesmal, wenn ich meine Schüler zu besserer Mundart anspornen möchte, wird mir der sehr berechtigte Einwand entgegengeworfen, man habe ja gar keine Mundart mehr, auf die man sich stützen könne, und es sei also noch das Natürlichste, dieses ziemlich unerträgliche Sammelsurium von Dialektrelikten zu sprechen, das heute in weiten Kreisen Zürichs grassiert. Aber das ist nicht alles und vielleicht nicht einmal das Entscheidende. Entscheidend ist, daß heute die Zeiten Gotthelfs endgültig vorbei sind. Es ist nicht mehr der Tag, wo Mundart und Hochsprache in fruchtbarer Schwebung und äußerer Durchdringung gelassen werden könnten. Heute ist das Sprachgefühl nur noch zu retten mit Hilfe des sichtenden Sprachverständes. Noch ist solche Rettung aber möglich, denn noch ist es der eindeutige Wille des Volkes, Mundart zu sprechen. Tote kann man nicht auferwecken, wohl aber Kranke heilen.

Es ist nun aber klar, daß bei einer so verwickelten Lage nicht dem Volk die bewußte Lösung der Schwierigkeiten aufgebürdet werden kann. Was dem Volk zu geben wäre, das bestände einzig in der Stärkung seines mundartlichen und schriftsprachlichen Empfindens, wobei man dieses Empfinden nur soweit als unumgänglich nötig aus dem Gefühlsmäßigen ins Reflektierte

hineinleiten dürfte. Das kann aber nur durch die verantwortungsbewußte, klar führende Mitarbeit unserer Intellektuellen erreicht werden. Das Volk verliert seine Mundart und damit den lebendigen Zellkern seines Sprachsinns dadurch, daß in der Schule der Dialekt kaum geübt und das eher rational erfaßte Hochdeutsch auf einen ganz irrationalen, sich selber nicht kennenden Boden von Dialekt gelegt wird. Herrscht doch noch immer weiterum die Meinung, als ob man Dialekt einfach und nachtwandlerisch sicher aus Eingebung spreche. Auch der Dialekt muß heute gelernt, oder besser gesagt, geübt werden, immer wieder, damit das Echte sich behaupten kann gegen den steten Andrang alles Unechten. Schließlich ist es kein Zufall, wenn heute recht viele Menschen unseres Landes als Erwachsene besser Mundart sprechen denn als Kinder, selbst wenn sie aus einer in unserem Sinne guten sprachlichen Kinderstube stammen. Sie haben erkannt, daß Sprachbewußtsein heute auch dort nötig ist, wo früher das Sprachgefühl allein genügte. Sie haben aber vielleicht auch erkannt, daß sprachliche Führung eine der wichtigsten — und demokratischsten — Aufgaben der geistigen Oberschicht unseres Landes ist. Denn nicht nur durch mangelnde Übung, durch Erschlaffung des Sprachwillens verliert unser Volk seine Sprachgesundheit, es verliert sie nicht zuletzt dadurch, daß die Schicht, der nachzustreben es immer den Drang hat, ihm keinen vorbildlichen Sprachzustand vorlebt. Wenn das Volk sähe, wie die Gebildeten in selbstverständlicher Bemühung jene Sprache pflegten, die ihm, wenn auch verwahrlost, geläufig ist, dann würde es wohl aufhören, dort Bildung zu suchen, wo sie nicht ist, nämlich in der Verbildung. Man hat in der künstlerischen Erziehung des Volkes doch so schöne Ergebnisse erzielt, wie sollte das im Sprachlichen nicht auch ein wenig möglich sein? Aber ohne die ebenso zuchtvolle wie leidenschaftliche Hingabe der Gebildeten, vor allem natürlich der Lehrer, an diese Aufgabe ist alles verloren. Es dürfte keinen Lehrer mehr geben, der nicht zum mindesten über *seinen* Dialekt und eventuell den Dialekt des Ortes, wo er lehrt, Bescheid wüßte und ihn so treu behütete, wie er sich andererseits mühte um eine gediegene Hochsprache. Denn nur wenn der Lehrer ein ebenso reinliches wie an geistiger Spannung reiches Sprachleben in sich hat, kann er mit seiner Führung, die Aufklären und Verhüllen weise verbindet, das sprachliche Empfinden des Schülers stützen und verleben-digen. Aber wie gesagt: wenn den Lehrern die Hauptlast zugedacht ist, so ist doch keiner unter den Gebildeten und also Wissenden unseres Landes davon befreit, seines Bruders sprachlicher Hüter zu sein. In solcher Arbeitsteilung zwischen Volk und geistiger Oberschicht könnte jeder Teil nur gewinnen, sie wäre also demokratisch im vollen und schönen Sinn des Wortes. Dem Volk würde das Selbstvertrauen zu seiner innigsten Sprache zurückgegeben, der Intellektuelle hingegen würde durch den Zwang, vorbildlich zu sprechen, zu den dem Sorgsamem nie versiegenden Quellen der Sprache zurückgeführt und die Starrheit oder Blässe seines Denkens immer wieder aufgestört oder belebt durch die schöne Widerspenstigkeit gewachsener Rede.

Es ist eben schon so: wenige Ideen haben so viel Schaden gestiftet im Bereich der Sprache wie die Meinung, man *beherrsche* eine Sprache. Nur der kommt in die Nähe dieses Beherrschens, der sich zunächst einmal beherrschen läßt von ihr. Der ihr zunächst einmal sorgsam und das heißt klug gehorcht. Ein Wort in den Mund nehmen, das ist das selbe wie ein Ding in

die Hand nehmen: je zarter und kostbarer es ist, desto sorglicher muß die Hand zugreifen. Und sollte das Ding noch gar ein wenig gefährlich sein, so wird unser Griff noch behutsamer werden müssen. Worte aber sind zart und kostbar und gefährlich. Mit Worten spricht man vom Heiligsten, mit Worten bringt man den Menschen zum Verruchtesten. Darum wird auch kein Mensch wirklich zum Herzen und Geist der Sprache vordringen können, der nicht die Scheu bewahrt vor der Sprache, die Ehrfurcht, in welchem Wort die Furcht steckt. Und hier singe ich nun noch einmal das Lob unserer zweiseitigen schweizerdeutschen Sprache: am Hochdeutschen und dem schwierigen Umgang mit ihm lernen wir die notwendige Scheu vor der Sprache. Zunächst richtet sich diese nur auf dieses Hochdeutsche, im weiteren aber kann sie Scheu vor der Sprache überhaupt zeugen — negativ, indem sie die Menschen zum Verstummen bringt, eben zu jenem Vergraben des Pfundes, das so erschreckt an vielen schweizerdeutschen Begabungen. Positiv aber in der Behutsamkeit, in der Rechtschaffenheit des Sprechens.

Ich weiß, was Ihnen allen nun schon lange auf der Zunge liegt: die Klage über den Zeitmangel. Das sei ja alles recht schön und gut, aber weltfern, schulfern, nicht zu verwirklichen. Und es wäre nicht zu verwirklichen, wenn Sie den Sprachunterricht stundenplanmäßig beschränkt wissen wollten. Ganz anders aber sieht es aus, wenn Sie sich bewußt werden, daß Sie ja immer Sprachunterricht treiben und es dort vielleicht am wirksamsten treiben, wo Sie es indirekt tun.

Sie geben Handfertigkeitsunterricht: Sie *«denken mit den Händen»*, wie es Denis de Rougemont so schön als das Ziel jeglicher geistigen Bemühung umschrieben hat. Sie leben in der Handwerkersprache, der genauesten, die es heute überhaupt gibt. Warum lassen Sie dann nicht einmal Ihre Schüler als Aufsatz den Arbeitsgang bei der Herstellung eines Büchergestells oder eines Bucheinbands beschreiben, ganz sachlich, ganz genau? Sie geben Handarbeitsunterricht: Sie sagen stricken und nähen, wenn Sie hochdeutsch sprechen, aber mit Genauigkeit lisme und bueze, wenn Sie Mundart sprechen. Sie sagen vielleicht auch einmal Ihren Schülerinnen, welch subtiler Unterschied steckt in umsäumen und umesäumle, und wie scheinbar gleiche Wörter verschiedene Aussagen enthalten. Ganz nebenbei, als reizvolle Abschweifung.

Sie gehen selber auf sprachliche Entdeckungen aus und locken die Lust zu solchen auch im Schüler. Sie zeigen ihm den Reiz des sprachlichen Reichtums, was so nötig ist bei dem heutigen Aberglauben an sprachliche Kürze, die nicht Konzentration, sondern toter Formelwahn ist. Sie lassen Ihre Schüler ein Heft anlegen, in welches schöne Verse oder schöne Sätze schön geschrieben werden, in welchem Tun sich die gebotene Ehrfurcht dem hohen Wort gegenüber handlich ausübt. Sie treiben Botanik oder Zoologie und lassen ein Blatt oder ein Tier beschreiben, nur einfach genau, nicht schön ... Überhaupt ist ja der «schöne» Aufsatz etwas höchst Gefährliches. Sprache erscheint darin als Lebensluxus, was sie nie und nimmer sein darf. Richtig genau sprechen soll der Mensch, wahrhaftig. Wie mancher Bub verzweifelt an seiner Sprachbegabung, wenn er gemessen wird an dem flinken Flunkern so manchen Mädchens. Er glaubt, es eben nicht zu können, und verschließt sich, wird zum knorzigen, verhemmten Schweiger. In der Sprache hat jeder Mensch nach seiner Façon selig zu werden, dazu hat der Lehrer dem jungen Menschen zu helfen. Dem Wortkargen, Wortarmen, Wortscheuen



kann man nicht besser helfen, als indem man ihn gleichsam im Streifschuß erwischt — also nicht in der Deutschstunde, sondern in seiner Lieblingsstunde, der er die Ehre nun eben auch sprachlich erweisen soll. In genauer Schlichtheit, die dem Komplizierten gegenüber aus Sachlichkeit eben auch einmal kompliziert werden kann.

... Und noch etwas zum Schluß. Ein gebildeter Mensch kann man sein, ohne irgendeine fremde Sprache zu können. Wer aber seine Muttersprache nicht kann — oder bescheidener und zutreffender gesagt: wer sich nicht müht um seine Muttersprache und sie nicht ehrt, der ist ganz sicher kein gebildeter Mensch. Ich kenne Menschen, die mehrere europäische Sprachen fließend sprechen und dabei völlig kulturlos sind. In Italien unten kenne ich eine Frau, die kann nicht lesen und schreiben. Aber italienisch kann sie in allen Schattierungen des lauterer Gemüts und des sicheren Menschenverstands — vielleicht hat sie keine Kultur, aber die Kultur hat sie. Auch einem Schullehrer tut es gut, solches dann und wann zu bedenken. Immer wieder wird ja geklagt, unsere Schule häufe Wissen auf Wissen und vertue das Wesentliche. Was sie aber an der Muttersprache, an unserer *zwiefachen Muttersprache* tut, das ist nicht vertan, das baut am wesentlichen Sein.

## Bericht über die Umfrage betreffend Fünftagewoche, verlängerte Sommerferien, Herbstschulanfang

Anlaß zu der Umfrage über verlängerte Sommerferien und Herbstschulanfang unter den Sektionen des SLiV boten Heft 7 1962 der Schweiz. Reisekasse, die DV des BSF am 19. Mai 1963, welche sich unter anderem mit diesen Themen befaßte, sowie verschiedene Vorstöße der Reisekasse in der Öffentlichkeit. Die Fünftagewoche wurde dazu einbezogen, weil sie sich sinnvoll in diesem Zusammenhang eingliedern läßt.

Vor allem schien uns wichtig, daß alle diese aufgeworfenen Fragen von Seiten des Hauptbeteiligten, nämlich des Kindes, beleuchtet werden und wie von pädagogischer Warte aus Stellung dazu bezogen wird. Die Umfrage wurde beantwortet durch die Sektionen Aargau, Basel-Land, Büren-Aarberg, Bern, Schaffhausen, Solothurn, St. Gallen, Thurgau, Zürich und dürfte damit über alle Kantonsschranken hinweg, die sonst in schulischen Belangen bestehen, ein umfassendes Bild ergeben.

### *Fünftagewoche*

Absolut eindeutig wird die Fünftagewoche abgelehnt. Es wird hervorgehoben, daß sich die Lernarbeit des Kindes nicht mit dem Arbeitsbetrieb in Industrie und Wirtschaft vergleichen läßt, wo durch Mechanisierung, Rationalisierung und Automation die Produktionszeiten verkürzt werden können. Der Unterricht beim Kind fußt auf einem Entwicklungs- und Reife-prozeß, der sich nicht beliebig zusammenpressen läßt. Der Stoff kann nicht noch mehr abgebaut werden, es geschehe denn auf Kosten der musischen Fächer, was sich auf die Entwicklung des Kindes nachteilig auswirken würde. Der freie Mittwochnachmittag darf nicht geopfert werden, da für das Kind eine Ausspannung in der Mitte der Woche dringend erforderlich ist.